

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 10

Artikel: Riedland [Fortsetzung]
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

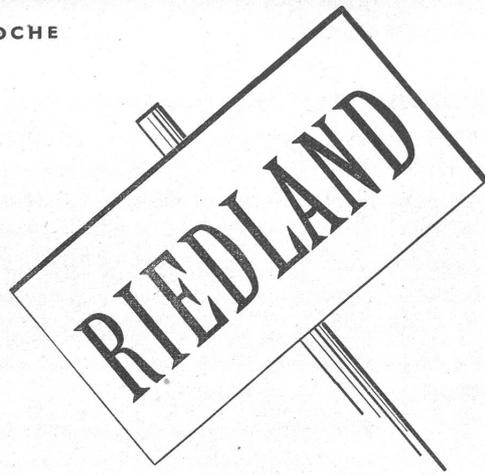
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ROMAN VON KURT GUBENHEIN

16. Fortsetzung

„Was das heisst?“ fragte er und deutete auf den Spruch: AMAVI TERRAM QUO MODO AMANDA EST: IN PAUPERTATE.

„Es ist lateinisch“, sagte das Mädchen, „die Schwester Pia hat es mir einmal erklärt. Es heisst: Ich habe die Erde geliebt, wie man sie lieben muss: in der Armut.“

„Aha“, machte er mit runden Augen und dachte nach.

„Vielleicht ist es ein Grabspruch“, erklärte Marie.

„Der Schmetterling deutet darauf hin. Der Schmetterling bedeutet die Auferstehung, wissen Sie. Es wird gedacht, unser Leben sei der Zustand der Puppe, aber daraus entschlüpfen wir zu einem anderen Leben, wie der Sommervogel, mit schönen bunten Flügeln.“

Von den Zweigen des Ahorns fielen in grosser Stille Tropfen in das welke Laub. Der alte Mann nickte ein paar Mal.

„Das ist, weiss Gott, ein schöner Spruch“, sagte er einfältig. Er schielte zu Marie hinüber, die sich wieder mit offenen, leeren Augen über den Trog beugte. Tief unten in einer Ecke hatten sich die Fische, dicht aneinander gedrängt, versammelt; kaum sah man ihre dunklen Rücken.

Es ist schön, dass es in diesem Brunnen nun auch noch Fische hat“, sagte sie nachdenklich. „Wissen Sie, die gehören fast zum Spruch und zum Sommervogel.“

„Wieso?“

„Fische sind das Zeichen für die christliche Liebe.“

„Was du nicht alles weisst, du Kleines“, machte der alte Mann freundlich und schulterte das Handnetz.

Marie blickte ihn mit warmen Augen an. „Er gleicht dem andern Fischer, dem Petrus auf der Altartafel in den Vierzehn Nothelfern“, dachte sie dabei. Sie hatte ein kleines, trauriges Gesicht; ein zarter fliederblauer Schatten lag unter ihren Wimpern.

„Sag es noch einmal, wie es heisst.“

„Ich habe die Erde geliebt, wie man sie lieben muss: in der Armut“, wiederholte sie willig im Tonfall einer Konfirmandin. Helbling hatte das Gesicht gesenkt, der Rundbart zerquetschte sich an seiner Kehle, und er horchte auf die Stimme des Mädchens. Da fiel ihm das Lachen ein, das er draussen im Nebel gehört hatte. Aber es formte sich noch zu keinem Gedanken, was ihm durch den Kopf ging.

Marie dachte an den andern alten Mann, den sie heute gesehen hatte; sie sah Bieli, wie er das schmiedeiserne Törchen hinter sich schloss und in den Nebel davonging.

„Da muss einer schon viel durchgemacht haben, bis er sich das auf das Grab schreiben darf“, sagte Helbling auf einmal. Marie machte eine Bewegung, als wollte sie ein Spinnweben vom Gesicht scheuchen. Sie blickten nebeneinander den Hügel hinab. Jenseits der Strasse begann der Nebel und bedeckte die ganze Ebene. Das Plätschern des Brunnens und die fallenden Tropfen begleiteten ihre Gedanken. Sie konnten nicht wissen, dass sie beide an denselben Mann dachten.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Um die Mittagsstunde begann es in den Tiefen der Räume über dem Ried aufzuhellen und silbern zu schimmern. In den Dörfern ringsum bimmelten die Glocken. Aber der Anschlag der Klöppel an das feuchte Erz verlor sich, wie die Sonne, ohne Wärme im Nebel. Marie schritt durch das Dorf. Der Frost war in den Vorgärten herumgewandert und hatte die Beete verwüstet; vergilbt und verkrümelte, zu Boden gedrückt, zeigten die Dahlien die Spur seiner Schritte. Die Strasse war menschenleer; abweisend standen die Häuser hinter doppelten Fenstern. Nur die Maiskolben unter den Dächern bewahrten noch ein wenig Sonnenfarbe.

Auf der Treppe vor dem ‚Schlüssel‘, an das eiserne Geländer gelehnt, stand Rochat. Er schaute vor sich auf den Boden und eine Zigarette hing an seinem Mundwinkel. Als er Marias Schritte hörte, blickte er auf und betrachtete sie mit offenen Augen, als erkenne er sie nicht.

„Alban“, sagte das Mädchen, „Alban, was ist?“

Er tat einen langsamen Atemzug, nahm die Zigarette aus dem Mund.

„Fertig, Kleines“, sagte er. C'est fini. Wir brechen ab.“

Marie war am Fusse der Treppe stehen geblieben, die Hände in den Taschen des Regenmantels und suchte seine Augen.

Er kam langsam die Stufen herunter. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und sie gingen den kleinen Weg hinab, der zum Ried führte. Bald war nur mehr Nebel um sie und tiefe Stille. Sie überschritten die kleine Brücke; zu ihrer Linken, im durchleuchteten Dunst, entstand der Schatten ihrer Gestalten über dem Stoppelfeld und begleitete sie. Marias Schulter schmerzte, so ungeschickt lag seine Hand darauf.

„Nun hat sie uns doch besiegt“, sagte er auf einmal.

„Wer?“

„Die Natur. Zwei Jahre haben wir gebettelt, gelistet, gesprengt, gebohrt. Haben alles versucht, mit Gewalt, mit Geduld. Und sie bewegt sich nicht. Sagt einfach ‚nein‘.“

Er schwieg ein paar Schritte.

„Fünfzehnhundert Meter tief stecken wir und was ist es? Ein Nadelstich! Die äusserste, äusserste Spitze einer Nadel in der Elefantenhaut. Zwei Jahre Dreck, Arbeit, Schlaflosigkeit und was bleibt? Nichts, Kleines, nichts.“

„Nichts?“ fragte sie.

Er wandte zum erstenmal im Gehen den Kopf und blickte auf das junge Mädchen herab.

„Nichts“, sagte er nochmals. Er hatte weisse Nüstern und eine blasse Oberlippe. „In wenigen Wochen ist hier alles kahl und still. Ein paar Lastwagen noch, und das Bohrloch füllt sich von selbst wieder aus, und im nächsten Frühjahr wächst schon wieder Schilf zwischen den letzten Kohlenstückchen.“

Marie schaute vor sich hin. Der ganze Weg hing voll von blassen Schleiern. Sie fröstelte. Sie dachte an jene Nacht, als sie die Rohrdrosseln im Mondschein hatte singen hören. „Die männliche Welt und die Welt einer Frau!“ dachte sie.

Sie suchte seine Hand. Sie tastete mit den Fingerbeeren über die Nägel, die rissige Haut. Alles war tot. Kein Druck kam zurück, kein Funke knisterte. Sie stand still. „Ich muss gehen“, sagte sie, „ich habe Dienst.“

Er schaute sie an. „Er ist nicht bei mir“, dachte sie. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich herab. Er fühlte die zitternden Lippen auf seinem Muttermal. Dann war er allein.

Die Spitze des Bohrturms verlor sich im Nebel. Ueber ihr, ganz in der Tiefe des Himmelsraumes, schimmerte es wie vom Abglanz einer Schale flüssigen Silbers. Baldegger stand wartend auf seinem Plätzchen.

„Herausnehmen“, sagte Rochat und ging an ihm vorbei. Der Vorarbeiter machte eine salutierende Bewegung und verschwand in der Türe des Werkschuppens. Rochat trat in das kleine Bureau, setzte sich an den Tisch, lehnte sich zurück, tat einen Rundblick vom Fenster zu den schwarzen Steinsäulen der Kerne, schlug das Bohrjournal auf, nahm die Feder zur Hand. „Abbruchbefehl“, schrieb er unter die Kolonne „Bemerkungen“. Er suchte nach einer Zigarette, fand nur ein leeres Päckchen in der Tasche, riss die Tischschublade auf, stöberte. Hinten in der Ecke fiel ihm die gepresste Blütendolde eines Wasserhanfs in die Hand, betrachtete sie, zerbröselte sie zwischen den Fingern. Da fühlte er die geschlossenen Lippen des Mädchens an seinen Wangen, leichter als das Zittern eines Schmetterlingsflügels.

„Idiot!“ Er sprang auf, rannte aus der Türe.

„Marie!“ rief er in den Nebel hinein, „Marie!“

Baldegger kam ans Fenster mit seiner Dächlimütze. schüttelte den Kopf, legte die Hand ans Ohr. Die Maschine rasselte wieder.

Rochat winkte ab, rannte durch die offene Türe zurück. „Idiot!“ flüsterte er in seinem welschen Akzent immer wieder vor sich hin. Er ging ein paar Mal um den kleinen Holztisch herum, riss eine Tabelle von der Wand, betrachtete sie, warf sie fort. Plötzlich blieb er stehen, blickte durch das Fenster, kniff die Augen zusammen, eilte zum Wand-schrank, öffnete weit die beiden Türen, begann zu wühlen. Es flogen Rollen von Zeichenpapier ins Zimmer, eine Reisschiene, ein paar Skistöcke.

„Im Segelflugkalender steht es“, murmelte er, „im Segelflugkalender, hinten, ich weiss es.“

Die Verwüstung wuchs wie eine Flut. Ganze Beigen von Büchern schlitterten aus den Fächern und fielen zu Boden.

„Voilà!“ rief er und klaubte das graue Büchlein aus der Ecke.

Als Marie die kleine Brücke überschritt, begann hinter ihr im Nebel die Sirene zu heulen, lange, als könnte sie nicht mehr aufhören. Dann setzte sie aus, begann aber sogleich wieder, ein urweltliches Tier, das stöhnte, brüllte und klagend zum Schweigen sich anschickte. Eine kurze Stille und dann brummte sie wieder los. Es war ein einziger, langgezogener Laut, der sich über die Ebene hin fortbewegte, an den unsichtbaren Bergen brach, zurückkehrte widerhallte, sich summend verlor und endlich schwieg.

Marie ging langsam weiter. Kaum war sie an der Strasse, begann es von neuem. Ein langer Laut, dann noch einer, eine Pause, ein kurzer Ton, ein langer.

Sie begann zu lauschen, zu zählen. Es war kein Zweifel mehr möglich, es wollte etwas besagen, es waren Zeichen, es war ein Ruf. „Morsezeichen!“ fuhr es ihr durch den Kopf. Punkt. Strich. Punkt. Pause. Punkt. Punkt. Pause. Punkt.

Das Herz klopfte ihr. „Marie!“ Die Sirene brüllte „Marie“ über das Land. Sie stand bewegungslos, mit gesenktem Kopf, die Tränen traten ihr in die Augen, sie lächelte. „Oh, du“, flüsterte sie.

Die Sirene setzte wieder ein, unbeholfen, zögernd. Auf der Strasse kamen Leute dahergerannt, stellten sich am Rande auf, glotzten in den Nebel hinaus. „Sie hören mit Bohren auf“, sagten sie.

Marie buchstabierte, setzte die Zeichen zusammen, überlegte. Der Höllenlärm dauerte an, schien kein Ende nehmen zu wollen. Vom Mürtchenstock her kam immer das Echo zurück, zu spät, verwirrend.

Auf einmal schwieg alles, der letzte Widerhall verklang. Die kleine Telegraphistin schloss die Augen und wiederholte leise den Satz, den die Sirene über das ganze Land gebrüllt hatte:

„Marie - wo - du - bist - komm!“

„Oh, du!“ sagte sie nochmals und rannte in den Nebel hinab. Die Sirene begann von neuem.

Als sie die Türe zum Maschinenhaus aufstieß, sah sie Rochat am Dampfkessel stehen. Mit der einen Hand zog er am Gestänge, in der andern hielt er offen ein kleines Büchlein und starrte hinein. Seine Krawatte hatte sich gelöst, der Kragen stand offen, die Haare lagen feucht und verwirrt auf seinem Kopf, Schweißstropfen liefen ihm über die Nase herab.

Das junge Mädchen stand einen Augenblick bewegungslos hinter ihm. Dann legte sie ihre Arme um seinen Hals. „Hör doch auf“, sagte sie, „ich habe verstanden. Du machst ja die ganze Gegend verrückt.“

Er drehte sich um, warf den Segelflugkalender zu Boden.

„Was für ein Idiot ich bin, gell?“ lachte er.

Marie konnte nicht mehr sprechen.

„Ich geh' doch nicht ohne dich, Kleines. Du kommst doch mit mir. Wir fahren heim zu mir, nach Genf, mit dem Motorrad. Du sitzt hinten auf, auf den Soziussitz!“

Marie schüttelte ganz langsam den Kopf.

„Nicht auf den Soziussitz“, sagte sie mit warmen Augen lächelnd.

„Nicht?“

Auf einmal zitterte er ein bisschen, seine Lider begannen zu flattern und seine Zähne bissen in die Unterlippe. Er hatte verstanden.

Er drückte sie unbeholfen an sich. „Petite femme, kleine Frau“, murmelten seine Lippen in ihren Haaren.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Alle Fenster in Theresens Wohnung waren weit geöffnet. Auf den Gesimsen lagen das Bettzeug, die bunten Sofakissen; Teppiche hingen über die Brüstung herab. Nebelhauch zog zart durch die Zimmer. Therese werkte, putzte, fegte. Sie hatte ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen; es verjüngte sie, zeigte die Schmalheit ihres Schädels. Ohne die Fischbeinstützen des Kragens und ohne das Mieder bewegte sich ihr Körper leicht unter der gewürfelten Aermelschürze.

Ein Pferd, Klingeln unter der Kehle, klapperte vor einem Brückenwagen das Gässchen hinab. Eine Kuh, von einem Mann getrieben, stapfte mit ihren gespalteten Hufen behutsam aufwärts; trotz den Stockhieben blieb sie manchmal stehen, muhte, blickte mit grossen, irren Augen um sich, liess ihren Kot fallen und ging dann zögernd weiter. Der Knabe Fridolin, mit seiner feuchten Narbe unter der Nase, sandte eine steinerne Marmel die Gasse hinab, eilte ihr nach und sperrte ihr mit seinem Holzbodenschuh den Weg. Ein kleiner Lastwagen hielt unten an der Ecke an, der Mann stieg vom Führersitz, zog die Blache von den Harassen und begann sein Obst auszukurfen.

(Fortsetzung folgt)